

Kampf um die Rückfahrkarte

„Ausgezeichnet“, sagte Badoglio

Ganz geheimer war es Badoglio nicht, als man sein Buch ins Englische übersetzte. Nun ist „Italien im zweiten Weltkrieg“ bei der Oxford University Press herausgekommen, und die Londoner Kritik hat das Buch erheblich freundlicher aufgenommen, als Badoglio erwartet hatte.

Dabei erspart er den Engländern sehr heftige Worte nicht. Ebenso wenig den Amerikanern. Er kritisiert ihre Strategie, daß sie im Frühsommer 1943 in Sizilien und nicht in Sardinien gelandet seien. Er bemängelt die Art, wie die Waffenstillstandsverhandlungen mit ihm geführt wurden. Dadurch sei am 8. September alles drunter und drüber gegangen. Und ihr Mißtrauen. Immer wieder habe er Truppen zum Kampf gegen Deutschland angeboten. Doch immer erneut hätten die Alliierten den Einsatz italienischer Verbände an der Front hinausgezögert.

„Mit steter Gleichmäßigkeit“, schreibt der Ex-Marschall, „haben die Alliierten statt uns zu helfen, alles getan, um un-moralisch zu deprimieren, unseren Elan aufzuhalten, unsere Anstrengungen zu beschränken.“ Und mit den Worten „Veni-victis“ schließt das Buch: Wehe den Besiegten!

Die Engländer haben Badoglios Pille geschluckt. Mehrere Kritiker geben zu, daß man damals entscheidende Fehler in Italien gemacht habe. Allerdings, schreibt ein Wochenzeitung, gingen sie nicht auf böse Willen, sondern einfach auf Unkenntnis der tatsächlichen Lage zurück. Die Italiener freuen sich, daß sie wenigstens jetzt das damals vergeblich erwartete Verständnisnis finden.

Aber nicht nur die Alliierten nimmt Badoglio aufs Korn. Nacheinander komme Mussolini, die Deutschen und die meisten seiner früheren Untergebenen und Mitarbeiter an die Reihe. Denn diese haben fast alle den Marschall in ihren Büchern zur Hauptverantwortlichen an dem Unglück und dem Unheil gestempelt. Nach Mussolini natürlich.

Im Abessinien-Feldzug ging Badoglio noch mit dem Duce konform. Er war hoch befriedigt, als er von ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches erreichte: Mussolini bat den König, Badoglio zum Herzog von Addis Abeba zu ernennen. Doch das wurde er in die Ecke gedrückt, sagt er.

Wie der berühmte Hase, der von nichts wußte, stellt er sich nachträglich dar. Deutschlands kriegerische Absichte im Sommer 1939, Mussolinis Feldzugspläne gegen Frankreich und Griechenland: Er wußte von nichts. Wenn alle anderen bereits unterrichtet waren, wurde er zum Befehlsempfang bestellt. Manchmal sagte er ein Widerwort. Dann fuhr der Duce ihm über den Mund. Wütend biß er die Zähne zusammen, stand sfracm und sagte: „Ausgezeichnet!“ Obwohl er eigentlich demissionieren wollte.

Dabei wartete Mussolini, wie man aus Dokumenten weiß, nur auf das Rücktrittsgesuch. Als in Griechenland alles schief ging, sagte Badoglio zum Minister Pavolini, dafür trage einzig der Duce die Verantwortung. Schon am nächsten Tag schrieb Farinacci im „Regime Fascista“ Badoglio sei an allem schuld. Dem Marschall platzte endlich der Kragen. Sein Rücktrittsgesuch wurde prompt genehmigt.

Das hatte er selbst am wenigsten erwartet. Denn trotz allem hielt er sich für unentbehrlich. Er zog sich zweieinhalb

retisch: Er schrieb über den Zirkus. Nach einer Gestapo-Haft fing er als Arbeiter bei der Seiltruppe Camilla Mayer an. Als Camilla, der Star der Truppe, 1939 in der Deutschlandhalle tödlich abstürzte, unternahm es Hans Zimmer, unter ihrem Namen und in ihrem Sinne das künstlerische Unternehmen fortzuführen.

Von den 40 Schülern, die sich anfangs in seiner Breslauer Artistenschule zusammenfanden, waren nach ein paar Wochen fünf übrig. Zwei blieben bei der Balance-Stange: Sigwart Klotzbach, kurzweg Bach genannt, und Gisela Lenort. Beide kannten sich von Kindheit an.

Der Krieg trieb die Breslauer Artisten und ihre Helfer auseinander. 1945 fanden sie sich in Dresden wieder zusammen, nicht nur die Seilakrobaten, sondern auch die wichtigen Spezialtechniker. Neue Masten wurden beschafft, es wurde geprobt und hart gearbeitet, und die Camilla Mayer-Truppe hatte bald einen Namen, nach einer erfolgreichen Frankreich-Tournee auch im Ausland.

„Und heute sind wir höher gekommen als je zuvor“, sagt Hans Zimmer angesichts der auf die Zugspitze getriebenen

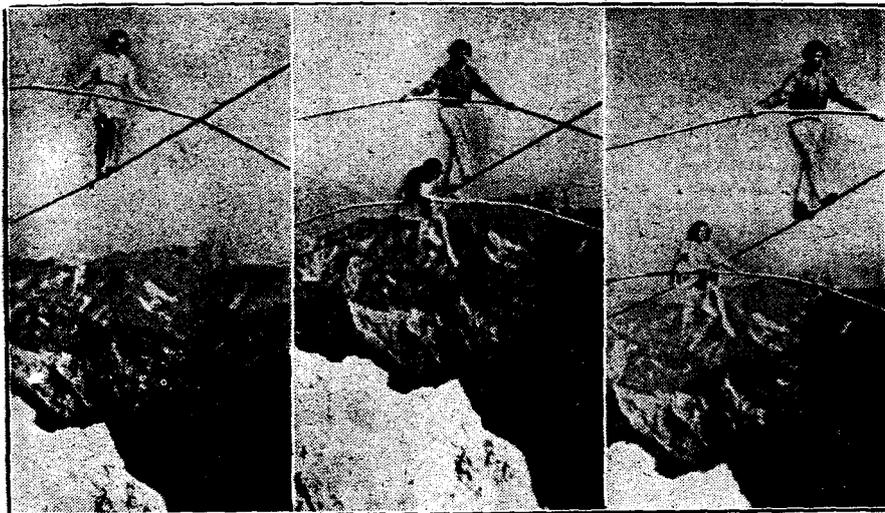
Vorsichtig wagte sich Sigwart, die 60 Pfund schwere Balancestange in den Händen, über den Abgrund hinaus. Nach 30 m kehrte er um. Das Seil schwankte. Es hatte einen Ausschlag von fast 50 cm.

Die Bremsklötze wurden eingeholt und je 40 m des Laufseils am Anfang und Ende verstrebt. Gelehrte Bergsteiger hielten die Tauen in der Felswand straff. Auf österreichischer wie auf deutscher Seite war je ein Polizist dabei.

Um 10 Uhr vormittags bestieg Sigwart Bach das Seil, um endgültig das Wagnis zu beginnen. Ein verhältnismäßig starker Wind trieb dicke Nebelwolken vor sich her, so daß der Reporter von Radio München noch immer von Vorbereitungen sprach, als Sigwart bereits 40 m des Seils hinter sich hatte.

Er war am schwierigsten Punkt des Seilgangs angelangt. Er hing über dem Abgrund und vor den im Nebel verschwimmenden Alpengipfeln wie ein Anhängerkreuzchen zwischen Himmel und Erde.

Anstatt des gewohnten Fußanschlags am Seil setzte er von oben her Schritt für Schritt voran. „Nicht bewegen“, schrie er, als ein Zuschauer seinen Platz verließ.



Endevons auf die Spitze getrieben: Gisela und Sigwart überschreiten die Grenze

hohen Seilkunst. Es soll die Abschiedsvorstellung der in Garmisch-Partenkirchen gastierenden Truppe sein. Die Quäker haben sie nach USA eingeladen. Der Erlös der Vorstellungen wird zum Ankauf von Lebensmitteln für deutsche Kinder und für die Arbeiterwohlfahrt verwendet werden.

Für den Zugspitz-Seilakt waren beträchtliche Vorbereitungen notwendig. Zunächst reichten die Seile nicht aus, denn es waren parallel zum Laufseil zwei Abschirmseile zu spannen und darüber wieder Querseile mit daran befestigten Bremsklötzen der Zugspitzbahn. Die Amerikaner spendeten ein Quantum und München zwei Tonnen Seil dazu.

Die Techniker kletterten mit einheimischen Bergsteigern im steilen Grat herum, um die Verstrebungen in die Felswände einzubetonieren. Vier Tage lang riskierten sie Kopf und Kragen.

Am Tage vor der endgültigen Vorstellung fand ein Probelauf statt. Ursprünglich hatte Gisela Lenort mit ihren 18 Jahren den Gang über die 1000 m tiefe Schlucht tun sollen. Aber angesichts der außerordentlichen körperlichen Anstrengungen, die dieser Grenzübergang mit sich bringen würde, war der 19jährige Sigwart Bach für sie eingesprungen.

Gisela Lenort lief ihm auf dem Seil entgegen. Sie kniete nieder. Vorsichtig stieg Sigwart über sie hinweg und lief geradenwegs Hans Zimmer in die Arme.

Die Männer schämten sich nicht ihrer Tränen. Sigwart war trotz Blumen und jubelnder Begeisterung das, was man fix und fertig nennt.

„Ich würde das noch einmal machen“, sagte er später, „aber nicht unter diesen Umständen“. Er hat es inzwischen noch einmal gemacht, und in der Tat unter anderen Umständen. Erstens war das Wetter nun völlig ruhig, und außerdem ging Sigwart diesmal rückwärts bis zur Mitte des Seils.

Gisela folgte ihm. Sie kniete wieder einen Meter vor ihm auf der Seilmittte nieder, Sigwart stieg über sie hinweg und ging zu seinem Ausgangspunkt zurück. 7½ Minuten dauerte es, bis Gisela und Sigwart wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

Es waren nur geladene Vertreter von Presse, Rundfunk und Film bei dieser Höchstleistung anwesend. Herr Klotzbach sen., Sigwarts Vater, der als Beamter in Landshut lebt, hatte den Zug versäumt und war zum ersten 3000-m-Hochseillauf des Sohnes zu spät gekommen. Die Mutter war lieber gleich daheim geblieben.



Badoglio in die Ecke gedrückt:
Lebensabend bei Boccia und Bridge

Jahre verbittert zu Boccia und Bridge zurück. Wenigstens theoretisch beschäftigte er sich mit dem Kriegsspiel. Von dem „Feldherrn“ Mussolini meinte er, er komme ihm wie einer vor, der Bridge mit Pokerregeln spiele.

Erst im Februar 1943, als Ambrosio Generalstabschef wurde, begann Badoglio wieder politische Fühler auszustrecken. Mit dem Herzog von Acquarone und mit Ambrosio nahm er Kontakt auf. „Die Verhaftung des Duce wurde ins Auge gefaßt“. Viel mehr tat er selbst aber auch nicht. Die eigentliche Vorbereitung des Staatsreiches überließ er Ambrosio und der Umgebung des Königs.

Erst in letzter Minute hörte er, daß der König ihn zu Mussolinis Nachfolger ernannt habe. Als er am Nachmittag des 26. Juli die Villa des Königs als Ministerpräsident verließ, wartete draußen schon Mussolinis eleganter „Alfa Romeo“ auf ihn.

Gewiß wäre er am liebsten sofort damit zu den Alliierten hinübergefahren. Doch die Deutschen waren zu stark, und der Marschall verkündete: „Der Krieg geht weiter.“ Mit „Salus patriae suprema lex“ (Das Wohl des Vaterlandes ist das oberste Gesetz) motiviert er die 45 Tage lang den Deutschen gegenüber betriebene Politik der Unaufrichtigkeit. Damit hoffte er, dem zu keinen entscheidenden Kriegshandlungen mehr fähigen Italien die von Churchill versprochene „Rückfahrkarte“ zu erarbeiten.

Die Rückreise ins demokratische Völkerkonzert gelang nur in großen Etappen, voller Hindernisse, Enttäuschungen und Verstimmungen. Ueber vier Jahre brauchte Italien bis zum Ziel. Viel und von allen Seiten wurde Badoglio wegen seiner Politik und Haltung geschmäht. Manchen Fehler hat er selbst erkannt, andere wird die Geschichte feststellen. Doch der 77jährige alte Herr, der in Roms elegantem Viertel Parioli wieder sein zurückgezogenes Leben bei Boccia und Bridge führt, ist überzeugt, entscheidend zum Wiederaufschwung seines Landes beigetragen zu haben.

RELIGION

Sonderbarer Heiliger

Von der Beförderung ausgeschlossen

Bis ein Uhr nachts dauerte die Diskussion, die am Nachmittag begonnen hatte. Hinterher war Pastor Kleinschmidt, Domprediger in Schwerin und Leiter der Arbeitsgemeinschaft religiöser Sozialisten in der Ostzone, nicht ganz befriedigt. „Ich hatte weder überzeugte Sozialisten, noch überzeugte Christen unter meinen Gesprächspartnern.“

Das Erstaunen war auf beiden Seiten. „Der sieht ja gar nicht aus wie ein Pfarrer“, sagte der weißhaarige Professor Vierthaler, Vorsitzender des gastgebenden Clubs zu Hannover, „eher wie ein alter Corpsstudent.“

Dabei schien die äußere Umgebung auf den ersten Blick vorzüglich zu dem Vortrag des ostdeutschen Predigers zu passen. Der Geistliche mit den ihm auf Jenaer Paukböden geschlagenen Schmissen unter dem dichten rotblonden Haar sprach im Kommerzraum einer früheren hannoverschen Studentenverbindung und saß auf einem Stuhl, dessen Rückenlehne noch das blau-weiß-rote Korporationswappen zierte.

Allerdings hat Karl Kleinschmidt mit dieser bürgerlich-burschenschaftlichen Vergangenheit längst gebrochen. Seitdem der Thüringer Landpfarrer 1927 „aus christlicher Verantwortung“ der SPD beitrug, will er Sozialismus und Christentum miteinander ins Gespräch bringen und miteinander aussöhnen. Er will es erst recht heute.

Er meint, beide geistigen Bewegungen werden noch sehr lange nebeneinander leben müssen. Er warnt die christlichen Kirchen vor der Ansicht, der Sozialismus sei nur eine nach einem verlorenen Krieg unvermeidliche Irrlehre, die mit zunehmender öffentlicher Beruhigung von selbst zurückfluten werde. Er warnt gleichermaßen die sozialistischen Arbeiterparteien vor der Hoffnung, das nun bald 2000jährige Christentum werde von selbst an Altersschwäche sterben. Er sieht beide als geschichtlich gewordene Realitäten und glaubt an ihre Vereinbarkeit.

Er hat seine Gründe: „Es gibt nichts im christlichen Dogma, was eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel verbieten könnte.“ Womit er gleich kundtut, daß für ihn Sozialismus gleich Marxismus gleich historisch-dialektischem Materialismus ist.

Für seine Definition für das Christentum zieht der Theologe zum Vergleich antike Vorstellungen heran. Er spricht von „Goldenen Zeitalter“, das die Menschen durch eigenes Versagen in heilloser Unordnung brachten. Von dem Erscheinen des Heilandes, den die Menschen ermordeten, um die Unordnung auf dieser Welt nur noch heillosen werden zu lassen. Und von der Aufgabe, nun doch noch auf dieser Erde die von Gott gewollte Ordnung herzustellen.

An dieser Stelle beruft sich der Pfarrer auf das Urchristentum. Allerdings weniger auf dessen angeblichen Kommunismus. „Der mußte scheitern, weil die christliche Urgemeinde nicht den Produktions-Kommunismus, sondern den Konsumptions-Kommunismus verwirklichte.“

Pastor Kleinschmidt zitiert vielmehr das Streben der ersten Christen nach der „societas perfecta“, nach der vollkommenen Gesellschaftsordnung. Wenn später die Christen auf die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im Diesseits weitgehend verzichteten und all ihr Sehnen in die Innerlichkeit und in das Jenseits verlegten, dann, so meint Kleinschmidt, war das die Folge der „geschichtlichen Enttäu-

schung“, die die frühchristlichen Gemeinden erlebten.

Und eine Folge der theologischen Lehrmeinungen bis heute. „Die christliche Theologie hat sich selbst in ein Gefängnis gesperrt. Sie muß aus dem Pessimismus, die Dinge dieser Welt nicht ändern zu können, wieder herausgebracht werden.“

Dann, so meint der religiöse Sozialist, wird das Christentum sich von selbst mit dem Sozialismus treffen. Denn die vollkommene Gesellschaft, oder wie die Marxisten sagen, die klassenlose Gesellschaft, in der nicht mehr der Mensch durch den Menschen ausgebeutet werden kann, ist ja auch ein ursprünglich christliches Anliegen.

Der Domprediger gibt sich keinen Illusionen hin. Er weiß sehr wohl, daß seine Ueberzeugungen in beiden Lagern noch auf viel ungläubiges Lächeln stoßen. Er weiß auch, daß die Marxisten von Leuten seines Schlages gern als „sonderbaren Heiligen“ sprechen. „Dabei hat man einige von uns doch ganz gern in den eigenen Reihen. An uns können die sozialistischen Arbeiterparteien doch ganz gut dartun, daß sie gar nicht so atheistisch sind.“

Mit beiden Seiten mußte sich denn auch Karl Kleinschmidt seit Beginn seines Weges als Christ und Sozialist herumschlagen. Zumal er als Sozialist sofort eigene Wege ging. 1930 exerzierte der Pfarrer und Ortsgruppenleiter der SPD in dem thüringischen Industrie-Städtchen Eisenberg bereits seinen Genossen die „Einheit“ vor. Er schloß Sozialdemokraten und Kommunisten zusammen.

Es hatte schon lange gedauert, bis ihn die SPD in ihren Versammlungen reden ließ. Kaum hatte er jedoch dieses Recht erwirkt, als es ihm die Kirchenleitung zu verbieten suchte: Zweimal mußte er sich Disziplinarverfahren stellen. 1933 wurde er vollends vom geistlichen Amt suspendiert.



Eher wie ein Corpsstudent
Karl Kleinschmidt, Domprediger

Da hatte ihn auch schon die Gestapo erwischt. Aus der Synode heraus wurde er verhaftet. Ein unbekümmerter Kampfartikel „Wer Wind sät, wird Sturm ernten“ hatte den Verdächtigen Kz-reif gemacht.

Zwei Jahre lang blieb ihm die Kanzel versagt. Als er durch eine List wieder dem Kz entwischt war, ging er nach Berlin.